



Der geheimnisvolle Zauber Westafrikas



Voodoo-Zeremonie mit gespenstischem Tanz

Archaisches Stammesleben mit Voodoo-Zauber, Wunderheilern und Opferritualen, aber auch die dunklen Schatten der Sklaverei prägen die beiden westafrikanischen Länder Togo und Benin. Reisende erleben hier eine völlig fremde Welt.

Text und Fotos: Anton Schmoll

Der Trommelwirbel wird lauter. Angefeuert durch den rasanten Rhythmus der Musik und den Gesang der Frauen geraten die Tänzer in immer schnellere Bewegung. Schweiß perlt über ihr bemaltes Gesicht. Plötzlich machen sie halt, ritzen sich mit Rasierklingen die Haut auf, schneiden sich mit dem scharfen Messer in die Zunge, stechen sich in die Bauchdecke. Und nirgends fließt Blut. Gespannt verfolgen wir das gespenstische Treiben beim Kokou-Voodoo-Tanz in Togo. Kokou ist der allmächtige Kriegsgott des Stammes der Ewe, der im Alltag gegen Neider, Nebenbuhler und böse Geister helfen soll.

Während unserer Reise durch Togo und Benin erleben wir öfter solche Darbietungen – etwa bei einer Zeremonie zu Ehren des Pockengotts Sakpata: Nacheinander treten Frauen mit Gesichtsbemalung auf. Angetrieben von dumpf dröhnen Trommeln tanzen sie auf dem staubigen Dorfplatz. Auf einmal

überschlagen sich die Szenen: Sie verdrehen die Augen, ihre ekstatischen Bewegungen werden immer unkontrollierter, schließlich verfallen sie in einen Trancezustand. Urplötzlich schlägt eine junge Frau Purzelbäume, wälzt sich am Boden, bis sie von Umstehenden festgehalten wird. Eine Priesterin streicht ihr über Kopf und Bauch, bespuckt sie mit Schnaps, schließlich kehrt sie aus der Trance zurück. Begreifen können wir all das nicht – nur staunen.

Benin – die Wiege des Voodoo

Masken- und Trancetänze sind wichtige Elemente des Voodoo-Kults und dienen der Abwehr des Bösen. In der Vorstellung der Menschen ergreift ein Geist Besitz vom Darsteller und „reitet“ ihn. Der Begriff „Voodoo“ leitet sich aus einem Wort der westafrikanischen Fon ab und bedeutet so viel wie „Geist“ oder „Gottheit“. Im Voodoo- und Fetisch-

glauben leben die uralten Kulturen fort, die über Jahrtausende das Zusammenleben der Menschen in Afrika bestimmt haben.

Die Götterwelt des Voodoo ist vielfältig und komplex: An der Spitze steht Mawu-Lisa, die männlich-weibliche Schöpfergottheit. Weiters gibt es Sakpata (den oben erwähnten Pockengott), Shango (den Wetter- und Gewittergott), Dan (die Regenbogenschlange), Gu (den Gott des Eisens und der Schmiede), Legba (den Gott des Kreuzweges) oder Mami Wata (die Wassergöttin). Daneben werden auch Geister, Erdengötter, Ahnen oder Zwillingsgötter verehrt.

Auf dem Fetischmarkt

Eine große Rolle in der Religion des Voodoo spielen Fetische. Der Begriff geht auf die portugiesischen Seefahrer zurück, die die von ihnen nicht verstandene Religion und deren Kultge-



Auf dem Fetischmarkt: Schädel, Häute und Skelette als Utensilien für Priester und Heiler

genstände „feitico“ (Zauberei, geheimes Zeug) nannten. Fetische sind Gegenstände, in denen Geister oder Mächte wohnen und denen übernatürliche Eigenschaften zugeschrieben werden. Durch Rituale, Geschenke oder Opfer können die darin wohnenden Kräfte aktiviert und gesteigert werden.

In Akodésséwa, einem Vorort von Lomé in Togo, besuchen wir den Fetischmarkt, der als der größte Voodoo-Markt der Welt gilt. Er wirkt wie eine riesige Outdoor-Apotheke, in der gruselige Utensilien für Voodoo-Priester und Heiler angeboten werden. Er ist allerdings auch gewöhnungsbedürftig und nichts für Tierliebhaber. Überall ist totes Getier zu sehen: getrocknete Schädel von Hunden, Katzen, Affen, Hyänen und Krokodilen, Felle, Schlangenhäute, Skelette sowie eine Unzahl von Ratten, Fischen und Igeln. Auch buntgefiederte Vögel, Geier sowie ausgestopfte Leoparden stapeln sich hier zu einer schaurigen Auslage. Auf dem offenen Platz steht ein Betonring mit Eissenspielen. Hier werden Schädel von Opfertieren aufgespießt und mit Palmöl

übergossen. Dann lässt man sie in der Sonne verwesen.

Auf dem Markt finden auch Beschwörungen statt. Kranke suchen hier Heilung, und es kommen Menschen, die sich für verschiedene Anlässe einen Zauber erhoffen. Einige Tierteile werden zerrieben und über Feuer zu Pulver verarbeitet. Lange gab es nur diese Art von Heilung, und auch heute noch glauben viele an diese traditionelle Medizin. Auch wir werden in einen kleinen Raum zu einem Fetischmeister geführt. Er zeigt uns verschiedene Fetische, die etwa auf Reisen vor Unfällen schützen, schlechte Träume fernhalten oder auch die Liebe bei einem auserwählten Menschen entfachen sollen.

furchtlos galt die weibliche Eliteeinheit der Amazonen. Sie waren berühmt dafür, ihre Feinde zu entthaupten.

Unter König Gezo und seinem Sohn Glélé erreichte Dahomey seine größte Ausdehnung. Ihre Paläste sind heute Museen, wo wir die sonderbarsten Dinge besichtigen können – etwa den Thron von Gezo, der auf vier Menschenköpfen fußt. Die Außenwände der Paläste sind mit Reliefs verziert, die Symbole der Herrscher zeigen und die barbarische Geschichte des Königreiches erzählen. Als besonders grausam



Das „Tor ohne Wiederkehr“ erinnert an die dunkle Zeit des Sklavenhandels

Das Königreich Dahomey

Im Südwesten Benins besuchen wir den Ort Abomey. Hier befand sich einst die Hauptstadt des Fon-Königreichs Dahomey. In der Zeit vom 17. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte es sich zu einem der mächtigsten Reiche an der Westküste Afrikas. In diesen drei Jahrhunderten regierten zwölf Könige, die wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet waren. Dahomey führte ständig Krieg mit seinen Nachbarn, und so war ein gut organisiertes Heer erforderlich. Als besonders schlagkräftig und



Die Lage von Togo und Benin im Westen Afrikas



Der Chief eines Dorfes im Taneka-Gebiet mit seinen Beratern



Junger Mann bei den Vorbereitungen für sein Beschneidungsritual

galt König Glélé: Er errichtete für seinen verstorbenen Vater einen Tempel, bei dem in den Wänden das Blut von 41 Oyo-Sklaven mitverarbeitet wurde. Als Glélé selbst starb, mussten 41 Frauen mit ihm gehen, indem man sie – wenn auch betäubt – lebendig begrub.

Seit jeher benötigte man Kriegsgefangene und Sklaven. Denn bei vielen Anlässen waren Menschenopfer üblich. Immer wenn ein König starb, war es die Pflicht des Sohnes, die Geister durch Menschenopfer gnädig zu stimmen. Als das Königreich Dahomey um 1850 herum seine größte wirtschaftliche und politische Macht erreichte, lebten dort rund 200.000 Menschen, davon allerdings nur 12.000 freie Bürger. Die übrigen Bewohner waren Sklaven. Nach Ankunft der Europäer wurde der Sklavenhandel für die Könige von Dahomey zu einem lukrativen Wirtschaftsfaktor.

Das Geschäft mit den Sklaven

Auf den älteren Landkarten wird der Küstenstreifen vor Togo und Benin als „Sklavenküste“ bezeichnet. Von den Häfen aus wurden die Sklaven in die Neue Welt verschifft. Als die Portugiesen im 16. Jahrhundert nach Westaf-

rika gelangten, waren sie zunächst an Gewürzen, Elfenbein und Gold interessiert. Bald aber wurden die Sklaven zum wichtigsten „Exportartikel“. Später stiegen auch die Engländer und Holländer in das lukrative Geschäft ein.

Zunächst waren es Kriegsgefangene, die die afrikanischen Könige weiterverkauften. Dann organisierten die Könige regelrechte Sklavenjagden und verkauften auch ihr eigenes Volk und sogar Familienmitglieder an die Europäer. Jahrhundertelang schöpften sie Reichtum und Macht aus diesem Handel. Sklaven wurde als Ware betrachtet und auch so behandelt. Von den Sklavenhändlern wurden sie zynisch als „wertvolles Ebenholz“ bezeichnet und mit Maßangaben wie Tonnagen verschifft.

So entstand der transatlantische Dreieckshandel: Europäische Händler kamen mit Stoffen, Schmuck, Werkzeugen, Feuerwaffen und Branntwein an die westafrikanische Küste. Diese Güter wurden dann für Sklaven eingetauscht: sieben Frauen beispielsweise für eine Goldkette oder 15 Männer für eine begehrte Kanone. Die im Tauschhandel akquirierten Waffen nutzten die Könige, um ihr Reich auszuweiten. Die Sklaven wurden von den Europäern nach Ame-

rika gebracht und an die Plantagenbesitzer verkauft. Aus der Neuen Welt wurden dafür Erzeugnisse wie Zucker, Baumwolle, Kaffee und Kakao sowie Tabak nach Europa mitgenommen.

Zwischen zehn und 14 Millionen Menschen wurden in dieser Zeit Opfer des Sklavenhandels, ein Drittel starb bereits bei der Überfahrt. An das Leid der Sklaven erinnert die Sklavenroute, die wir in der Stadt Quidah besuchen, wo sich damals einer der wichtigsten Handelshäfen befand. Die Route vom Sklavenmarkt bis zum Meer ist von zahlreichen Skulpturen und Gedenkorten gesäumt. Am Strand befindet sich heute das „Tor ohne Wiederkehr“ – ein Denkmal, das in Form eines Bogens mit Reliefs der verschleppten Afrikaner errichtet wurde.

Lehmburgen als Zufluchtsort

Auf dem Weg zur Grenze zwischen Togo und Benin werden wir erneut an die Sklaverei erinnert: In der Region um die schwer zugänglichen Atakora-Berge suchten die Tambarma einst Zuflucht vor den Sklavenhändlern. Ihre Gehöfte gleichen kleinen Burgen und werden Tata genannt. Die meist zweigeschoßi-

gen Gebäude sind aus Lehm und Stroh erbaut. Durch ein kleines Außentor erreicht man einen Vorraum zur Lagerung von Vorräten, dann den Hauptraum mit Feuerstelle, über eine schmale Treppe geht es zu den Schlafräumen ins Obergeschoß. Nur durch Löcher sind die Räume verbunden, damit Feinde auch noch von oben bekämpft werden konnten, wenn sie bereits in die ersten Räume eingedrungen waren.

Fremde Sitten und Rituale

Unsere Fahrt bringt uns weiter über die Grenze nach Benin. Dort gibt es ähnliche Lehmfestungen, die hier Tatienka heißen. In diesem Gebiet leben vier verschiedene Stämme zusammen, die sich in ihren Sitten und Bräuchen allerdings stark unterscheiden: Gurmance, Kabyé, Yoruba und Bétammaribé. Zur Tradition der Gurmancen gehört etwa das Anbringen feiner Narben im Gesicht. Ab dem Alter von drei Jahren werden Mädchen auf jeder Seite vier Streifen geritzt, während Buben drei Streifen tragen.

In dieser Gegend kommt es zu einem eindrucksvollen Erlebnis: Gerade an diesem Abend gibt es hier eine Beschneidungszeremonie. Dabei handelt es sich um ein traditionelles Ritual, das jungen Männern den Weg in eine neue Lebensphase ebnen soll. Wir begleiten eine Gruppe rund um einen etwa 20-Jährigen, der einen Mantel aus roten Bändern und Gewürzpolster trägt. In seinen Händen hält er ein Fellbüschel und das spezielle Messer. Er bewegt sich im Rhythmus der Trommeln und gibt immer wieder Signale mit seiner Trillerpfeife. Der Gesichtsausdruck lässt vermuten, dass er unter dem Ein-

fluss von berauschenenden Substanzen steht. Schließlich steigt er auf ein Holzpodest, wo ein Stammesälterer die Beschneidung vor aller Augen vornimmt. Nach dem Ritual ist der junge Mann so benommen und verkrampft, dass er erst nach kräftigem Schütteln wieder ansprechbar ist. Aber er zeigt keinen Schmerz und die Menge feiert lautstark.

Das Leben der Bewohner

Bei unseren ausgedehnten Spaziergängen durch die Dörfer haben wir Gelegenheit, interessante Aspekte über den Alltag sowie die Traditionen der Menschen zu erfahren. Die meisten leben in den für Afrika typischen Lehmhütten mit den kegelförmigen Dächern. Die Taneka schützen ihre mit Stroh bedeckten Rundhäuser mit einem Terrakotta-Topf.

Wie es der Tradition entspricht, begrüßen wir zunächst immer den Chef des Dorfes („Chief“). Im Taneka-Gebiet empfängt uns der Ortschef mit vier seiner Berater unter einem großen Baum auf einer kleinen Anhöhe. Er trägt einen weiten Mantel und erscheint mit einem silbernen Gehstock. Die Augen sind von einer goldenen Sonnenbrille bedeckt, auf dem Kopf trägt er einen Strohhut. Er berichtet über seine Aufgaben und die Alltagsprobleme in der Region. Ein-

dringlich schildert er uns seine größte Sorge: die Wasserversorgung.

Überall in den Dörfern sehen wir gelbe Plastikkanister auf den Köpfen der Frauen, mit denen sie das Wasser von weit herbringen. Zwischen den Hütten laufen Ziegen, Schafe und Hühner frei herum. Zentraler Punkt des Dorflebens sind die Kohle- und Holzkochstellen. Wir erleben, wie Foufou aus Yams zubereitet wird. Dafür wird die Yamswurzel zuerst geschält, in Stücke geschnitten und über dem Feuer weichgekocht. Dann kommt das Ganze in einen Trog und wird mit einem Holzstampfer zu Brei gestampft. Die Menschen leben überwiegend von der Landwirtschaft – ein mühseliges Unterfangen bei dem meist staubtrockenen Boden und ohne Maschinen.

Geheimnisvolle Heiler

Eine besondere Stellung haben die Fetischpriester und Heiler. In einigen Dörfern können wir sie mit ihren langen Pfeifen sehen, zeitlebens sind sie nur mit einer Ziegenhaut bekleidet. Einmal treffen wir einen auf den ersten Blick unscheinbaren alten Mann vor seiner Hütte. Beim Begrüßungsgespräch stellt sich heraus, dass er ein angesehener Heiler ist. Die anfängliche Skep-



Typisches Dorfbild mit Lehmhütten und kegelförmigen Strohdächern

Tonbildschau Togo und Benin

Der geplante April-Termin im WIFI Wien musste aufgrund der Coronakrise abgesagt werden. Einen Ersatztermin soll es im Herbst geben.

Anfragen an:
anton.schmoll@aon.at

sis uns gegenüber weicht erst durch kleine Geschenke ein wenig. Den näheren Kontakt sichern uns schlussendlich Fotos von ihm und seiner Familie, die unser Reiseleiter auf seinem mobilen Fotodrucker zu Papier bringt und ihm überreicht.

Nun dürfen wir sogar seine kleine Hütte betreten. Drinnen ist in einer Ecke ein Altar aufgebaut mit schwarzen, vom Blut von Opfertieren getränkten Tongefäß. Darüber hängen die Schädel diverser Tiere an Schnüren aufgefädelt. Der Heiler selbst sitzt mit seinem Zepter auf einem Schemel, wir nehmen auf ausgebreiteten Ziegenfellen am Boden Platz. Mit Hilfe seiner Tochter und unseres einheimischen Guides erfahren wir interessante Details über sein Wirkungsgebiet.



In der Hütte eines angesehenen Heilers

Ganvié – das Venedig Afrikas

Im Süden von Benin entdecken wir wieder einen Bezug zum Sklavenhandel: Am Ufer des Nokoué-Sees liegt das Pfahlbautendorf Ganvié, das nur auf dem Wasserweg zu erreichen ist. Ganvié heißt übersetzt „Wir haben überlebt“. Vor über 400 Jahren flüchteten Menschen vor den Sklavenjägern aus Dahomey auf den See und

errichteten dort ihr Dorf auf Stelzen. Denn die Religion des verfeindeten Königreiches verbot den Soldaten, heiliges Wasser zu betreten.

Mit seinen 25.000 Einwohnern gilt Ganvié als das größte auf einem See errichtete Dorf des Kontinents und wird daher auch als das „Venedig Afrikas“ bezeichnet. Hier leben die Tofinou im Einklang mit der Natur. Innerhalb des Dorfes sind die meisten mit Einbäumen und mit Stechpaddeln unterwegs, draußen auf dem See auch mit kleinen Rechtecksegeln. Sie leben vor allem von Fischfang oder Tourismus – und das weitgehend autark: Alle wichtigen Einrichtungen wie Krankenhaus, Apotheke, Geschäfte, Schule sowie eine Kirche und Moschee sind vorhanden.

Ein besonderes Erlebnis ist der schwimmende Markt: Es herrscht ein dichtes Gedränge an Booten, welche die verschiedensten Waren an Bord haben. Bei unserer Fahrt durch die Lagunen können wir auch die unterschiedlichsten Vogelarten beobachten: Kormorane lassen ihre Flügel weit aufgespannt im hohen Schilfgürtel trocknen, wir begegnen Reiher und Eisvögeln. Schließlich taucht die untergehende Sonne Wasser, Schilf, Boote und Menschen in ein bezauberndes Licht. ■



Das Dorf Ganvié ruht auf Pfählen in einem See